

(Katholik verboten.)

23]

Tobelvolk.

Eine Dorfgeschichte von Paul Sig.
(Schluß.)

„Was will er jetzt auf einmal in alten Geschichten herumstöchern? Was geht ihn der Vater vom Verteile an. Ich sag's noch einmal — eins auf oder ab — es kann bei uns sein, und damit punktum. Dafür soll er auch gegen uns handeln wie ein Christenmensch. Die Marei hat sich gegen ihn nichts zuschulden kommen lassen. Dafür leg' ich die Hand ins Feuer. Sie ist häuslich und geduldig und wird's wohl auch bleiben. So, jetzt wist Ihr, wie ich's meine. Sei, vorwärts Alter, w i r können die Arbeit nicht mit solchen Narrereien verjümen.“

Sie ging hinaus, weil sie fest an den Erfolg ihrer Beredsamkeit glaubte. Auch der Better stand auf. Was seine Frau gesprochen hatte, dünkte ihn nur halb gerecht. Vor allen Dingen konnte er in seiner Herzens-einfalt nicht einsehen, warum Heinrich, der in der Hauptsache doch verträglich war, ein zufälliger, unglücklicher Umstand verschwiegen werden sollte. Die Aufklärung machte Marei weder besser noch schlechter. Darum sprach er's jetzt schlicht und offen aus: „Ich bleibe bei meiner Ueberzeugung. Und wenn Du's also durchaus wissen willst: der gleiche, der unseren Großen auf dem Gewissen hat — also der hat vor zwei Jahren auch das dumme Matke da angeschmiert. Mehr ist mir nicht bekannt. Tu Du jetzt, was Dir recht scheint.“

Das Brautpaar war wieder allein. Aber von alledem, was Heinrich vor einer Stunde bewegte, regte sich jetzt kein Zünglein mehr in seinem Innern. Leergebrannt war die Stätte. Weder legte er sich aufs Fluchen, noch stellte er Marei weiter zur Rede; er wehrte sie nicht einmal mehr ab, als er, im Begriff, den Hut zu holen, von ihr wie ein Sturm überfallen wurde. Noch weniger freilich waren ihm Worte des Trostes gegeben, wenngleich ihm ihr entschliches Gebaren ins Herz schnitt. Gar zu grausam hatten ihn diese Menschen und verborgenen Mächte betrogen und zugrunde gerichtet.

„Sag' mir jetzt auch das andere noch aufrichtig — es kommt ja doch auf eins heraus. Hat es sich damals im April, als der Vater einmal zum alten Stadler hinunter mußte — Du sagtest damals nur wegen Steuern — hat es sich da vielleicht um das Geld zu Deiner Aussteuer gehandelt?“ fragte er die untröstliche, zerrissene Seele, zwar ohne Sohn, doch in einer Art, die jede Lüge im Keim ersticken mußte. Marei nickte denn auch zweimal bejahend mit dem Kopf, und Heinrich brach unter der Last all der zum Himmel sinkenden Schande zusammen.

„Na, das muß ich sagen, wir sind ja prächtige Hochzeitsleute!“ stammelte er, seiner selbst kaum bewußt.

„Alles aus — ich weiß, alles, alles!“ schrie sie immerfort. Drunten posterte schon wieder das Ungeheim von Stahl und Eisen, des ehrlichen, guten und schwachen Betters Bastian meckende Stuh, die beständige, zuverlässige, selten fehlende Maschine, die er weit inniger liebte als irgend ein Ebenbild Gottes unter seinem Dache. Möchte kommen, was da wollte: mit ihr im Bunde konnte er den Satansschlichen noch lange Trost bieten.

Gegen Abend lag Heinrich Anderegg neben der einsamen und ausgeräumten Hütte des Philosophen am Wasser und bedachte die wechselnden Lose, die sein Geschick seit dem Tage der Rückkehr in die Heimat für ihn gezogen hatte. Eine andere Ruhe als die der letzten Wochen war über ihn gekommen, eine durchgeistigte, wachsame, wie sie — großen Entschlüssen vorangehend — den gepriiften, erleuchteten Seelen eigen ist. Er sah jedoch nicht über den See nach der Insel und dem goldenen Turmkreuz, sondern ließ den Blick über Riedgras, Disteln und Silberbüschel gemächlich nach dem Dorf hin und auch bergan wandern. Bei jedem Haus suchte er sich dessen Bewohner, ihre Verhältnisse und Eigenheiten zu besinnen. Allein er fand keines, das ihn mehr abschreckte als das des Betters Bastian.

Nun waren ja auch die „Sommerbögel“ wieder im Land — zum Leidwesen des Posthalters und seiner Gefinnungsgenossen. Die Wirtschaften hatten kantonale oder Landesflaggen gehißt, und durch die Gärten, über die Terrassen der herrschaftlichen Landsitze gingen hellgekleidete Damen und Herren, die ihre Zeit mit Rasenspielen, Reiten, Baden, mit Segel- und Motorbootfahrten verbrachten. Singende Touristen mit Rucksäcken zogen auf der Heerstraße dahin, und schnell nacheinander flogen die Radfahrer an ihnen vorbei. Die alle hatten es wohl recht gut. Sie konnten fröhlich sein. Aber die zwei zerfallenen Burgen an vorspringenden Punkten des Hügelzugs gemahnten vielleicht manche Schaulust und Daseinsfreude an das baldige Ende des Festes. Tausend Jahre hatten sie ausgehalten, und seit hundert Jahren dienten sie nur noch Igel, Fledermäusen, Dohlen und Eulen zum Aufenthalt. Jedes zehnte oder zwanzigste Jahr lösten Sturm und Regen wieder einen Block aus dem zähen Mauerkranz und warfen ihn nach altem Gesetz und Recht hinab in den Hof, wo von seinesgleichen bereits eine stattliche Schaar zerfchmettert den Erdboden drückte, Magnete für Würmer, Käfer und Engerlinge. Heinrich hatte diese zwei Zeugen der romantischen Zeit schon als Knabe mit Ehrfurcht betrachtet, als er noch nicht imstande war, solche Ideen von Werden und Vergehen daran zu knüpfen. Sie standen da in müder Abendruh', das kühle, schon gefärbte Licht der untergangsnahen Sonne glomm sachte an ihrem grauen, moosigen Gestein empor.

„In der Heimat ist es schön“ —

Diese Empfindung wurde von all dem Schauen und Sinnen so übermächtig, daß sie bald in linde Tropfen zerfloß.

„O hätte ich . . . o wäre ich“ — seufzte die erwachende Seele. Auch des Betters Hänschen konnte er genau sehen, weil es am Rain über der Tobelmulde stand. Als er sich jetzt aus solcher Entfernung der Menschen unter diesem Dach erinnerte, kamen ihm ihre Schmerzen und Sorgen plötzlich nicht mehr so wichtig, zwingend und bannend vor. Sein Gewissen schüttelte, rüttelte sich; ihn gelüstete allbereits nach einem scharfen Messer, unwürdige Fesseln durchzuschneiden.

In solchen Gedanken mochte er der Schritte nicht achten, die von der Seite auf ihn zukamen. Erst als der Ausbruch schon mehr einer Flucht geglichen hätte, bemerkte er die Gruppe von würdigen Männern, darunter er den alten Stadler, den Notar, den Vorsteher, den Doktor erkannte. Es war der Halbensteiner Gemeinderat, welcher in Gesellschaft der Sachverständigen eine Besichtigung vornahm. Der Plan des Kantonsrats, das Ried in bescheidene Anlager zu verwandeln, war durchgedrungen. An Stelle der Hütte Wettsteins sollte das neue Badehaus entstehen.

Heinrich blieb ihnen abgewandt dreist im Graze liegen und tat, als seien ihm Hören und Sehen vergangen. Aber einmal erkannte er hinter sich des Vorstehers Stimme.

„Eigentlich ist es schäd' um die alte Bude da. Wir hätten ja jetzt wieder einen Kumpen, der hineinpakt!“ Worauf ein unterschiedliches Gelächter zu hören war. Der seltsame Jüngling merkte wohl, wen es anging, er wußte sogar genau, daß kaum einer der Männer sich mehr die Mühe machen würde, den Hut zu lüften, falls er grüßend an ihnen vorbeiging. Aber noch nie zuvor war ihm so bitterlich ins Bewußtsein gedrungen, daß er, längst dem Fluch der Rächerlichkeit verfallen, keinen einzigen Freund mehr im Dorfe hatte. Taten ihm diese Leute Recht oder Unrecht an? Er konnte es selber nicht entscheiden. Als sie in genügender Entfernung gingen, machte er sich schnell auf und davon. Vielleicht möchte er sich irgendeinen Rat, eine rettende Tat erlauben? Doch nahm er seinen Weg wie gewohnt am Friedhof vorbei, der außerhalb des Dorfes lag, und fand sich in dessen Anblick bewogen, einzutreten in die stille Gräberstadt, dem Andenken an seinen Getreuen, den er im Tod weit herzlicher lieben konnte, eine zarte Regung zu weihen. Das nur mit einem bescheidenen Sandstein gezierte Grab war durch zwei gleiche Hügel getrennt von dem der Kantonsrätin, auf dem eine umzäunte kostbare Marmorsäule auch an dieser Stätte noch den Unterschied zwischen arm und reich zur Anschauung brachte.

„Du armer Gefährte meiner Jugend, wer hätte ahnen können, daß Dir Deine Liebe zu mir den Hals brechen würde?“ dachte Heinrich, indessen der Tau seiner Augen auf die lockere Erde fiel. „Wir mühten, Kinder noch, auseinandergehen, und das war gut, aber als Große wieder zusammenkommen, und das war unser aller Verderben!“ Nein, er konnte sich nicht mehr helfen, er mußte sich über das armselige Häuflein Erde werfen, den kalten Stein umfassen, auf dem nur ein toter Name stand, und schluchzen nach Herzenslust. Die vielen: „Weißt Du noch?“ mit denen sie in guten Stunden zusammen Kindheitswege und -taten auferweckt hatten, klangen wider in seinem Innern. Oft genug war der gefürchtete Knabe Jörg für den zagen, schwachen Freund und Bruder in die Breiche gesprungen. Er hatte manchen Streich gerächt, den der andere empfing, und sein letzter Einstand war zugleich die erste Niederlage geworden.

Im Aufstehen wußte Heinrich Anderegg bereits, wohin sein Kompaß zeigte. Doch ging er noch nicht gleich hinaus, hier dünkte ihn der rechte Ort zu sein, um mit sich selber Rat zu pflegen. Erst ein auf dem Kies bald vernehmlicher Schritt stärkte ihn auf. Mit einem umfassenden Blick nahm er einmal noch Abschied. Dann sah er sich scheu, gezwungen um und gewahrte irgendeine trauernde Frau mit einem großen Kranz in der Hand, die geradenwegs —

„Elsbeth!“ entfuhr ihm ein Schreckenslaut, und doch sah er nirgends ein Möglicheit, sich und ihr diese fürchtbare Begegnung zu ersparen.

Gleich nach ihm erkannte auch die versommen schreitende Kranzträgerin die fragwürdige Friedhofsgehalt. Ihre eine Hand griff vor Entsetzen an die Schläfe, sie blieb unverweilt, wie angewurzelt stehen, riß die Augen auf, und als er in der Absicht, bescheiden grüßend an ihr vorbeizugehen, eine Bewegung wagte, machte sie auf der Stelle kehrt und ergriff die Flucht, so schnell sie die bebenden Füße tragen wollten.

Das, lieber Gott, ihr grausamen Götter, o, das war zuviel . . . zuviel an einem Tagel! Trug er ein Kainszeichen an der Stirn? War er ein toller Hund. Er lief ihr, alle Kräfte aufbietend, nach und holte sie auf halbem Wege zum Dorf ein.

„Zu Hilfe!“ rief die Erschöpfte und tat noch einen verzweifeltten Sprung über einen Graben, eh' sie sich gegen den Verfolger zur Wehr setzte. Ihre Miene verriet Todesfurcht, ihre Lippen und Wangen waren kreideweiß. O wie sie ihre Hände ausstreckte!

Ihm ging es zwar nicht viel besser; er hätte jedoch am liebsten vor ihren Augen eine tödliche Waffe gegen die eigene Brust gerichtet. Wodurch hatte er dieses Urteil verdient?

„Was wollen Sie noch von mir! Wie können Sie's überhaupt wagen?“ — rief sie ihm außer Atem schon auf fünf Schritte entgegen. Er hingegen machte nicht den Sprung über den Graben, wie sie wohl befürchtet hatte.

„Dir sagen, daß ich weder ein Lump noch ein Mörder bin!“ gab er sehr ernst und mit offenem Blick zurück. „Du brauchst also, falls wir uns noch einmal begegnen, vor mir nicht davonzulaufen. Aber danken muß ich Dir doch, daß Du mir so deutlich gezeigt hast, wozu Du mich für fähig hältst. So weit mußte es noch mit mir kommen!“ Und seine aus Blindheit tauchende, scheue Seele erkannte das verlorene Paradies.

„Es ist mir leid — im ersten Schreck — — will's Gott, es war nicht so böse gemeint,“ stotterte sie mit niedergedrückten Augen. Alles Blut strömte wieder in ihr Gesicht.

„Dann möcht' ich Dich nur noch um eins bitten. Magst Du mir als Trost auf eine weite Reise — ich muß nämlich heut noch fort — willst Du mir also noch einmal im Vertrauen die Hand geben? Gekraust Du Dich, das zu tun?“

Wie hätte ihn Elisabeth verstehen sollen? Sie konnte sich nur denken: demnach zieht er mit seinem Gespons über Land . . . weit fort, vielleicht nach Amerika, wohin ja so viele junge arme Pärchen zielten . . . Und darum atmete sie schier erleichtert auf.

„Wenn es Dir noch etwas bedeutet — dann wünsch' ich Dir also von Herzen Glück.“ — Sie fing unter der Nacht seiner ergreifenden Stimme, im Gefühl seiner Verkommenheit und einer schiveren Traurigkeit, die aus seinem ganzen Wesen sprach, stark zu zittern an. Er hüben, sie drüben — so reichten sie sich zum letztenmal die Hände. Hingegen ihre Blide trafen sich nicht mehr. Bevor er jedoch des Mädchens unbedeckte Rechte fahren ließ, kam es ihn an wie einst im Bahnwagen: er küßte sie schuldbewußt, in reiner Demut und

sagte: „Leb' wohl, Elisabeth, und glaub' mir, daß ich immer nur im guten an Dich denk!“

Dann ging er, nicht fragend, wohin, immer geradaus, an der Schmiede vorbei, wo die Hämmer klangen, und auf der anderen Seite zum Dorf hinaus. Ihn verlangte jetzt nur noch, zu wandern bis in die tiefe Nacht hinein, sich, wenn er müde war, unter einen Baum im freien Feld zu betten und mit der Sonne aufzustehen zu einem neuen, besseren Tagewerk. Wie Lot vor dem brennenden Sodom, floh Heinrich Anderegg vor dem unheimlichen Lobelhaus, und nicht ein einzig Mal schaute er zurück. Ihm war, ein Rotschrei könnte ihn niederwerfen; er bangte, ein verzweifeltes Weib mit fliegendem Haar, flehend geredeten Armen und hündisch bettelnden Nachtaugen jage hinter ihm her und breche in Staub der Straße ohnmächtig zusammen mit der Last, die er ihr aufgebürdet hatte. Mit seine Habe bestand in einem schlechten Gewand, Mantel und Hut, den Wanderstab und etlichen Zehrpennigen.

Des andern Tags, nach einer Nacht voll Heulen und Zähneklappern, erhielten die Leute im Lobel Bericht von dem Flüchtling. Aber keinen Anhalt, wo sie ihn suchen konnten. Er schrieb, seine Heimkehr sei ein Unglück gewesen, sein Weib hätte ihn zugrunde gerichtet, doch sein Fortgang werde vielleicht ihm und ihnen noch einmal zum Segen gereichen.

Erst nach Wochen, hundert Meilen von der Heimat entfernt, erfuhr er das Ende der schwarzen Marei, die sich noch in selbiger Stunde im See ertränkte.

„Es ist halt Lobelvolk!“ sagten die wohlhabenden Galdensteiner.

Die menschliche Stimme als Instrument.

„Gesang, Gesang und abermals Gesang, ihr Deutschen! Gesang ist nun einmal die Sprache, in der sich der Mensch musikalisch mitteilen soll. Die menschliche Stimme ist die praktische Grundlage aller Musik und soweit diese sich auf dem ursprünglichen Wege entwickeln möge, immer wieder wird doch die kühnste Kombination des Tonikers oder der gewagteste Vortrag des Instrumentalvirtuosen an dem rein Gesanglichen schließlich das Geleß für seine Leistungen wieder aufzufinden haben.“ Es erscheint nicht unzeitgemäß, auf diese Mahnung Richard Wagners hinzuweisen. Denn gerade seine irreführende Gefolgschaft ist es ja, die in ihren amelodischen modernen „Musikdramen“ das natürliche Recht der Singstimme, in der Oper melodieführendes Hauptinstrument zu sein, auf das schmächtigste vergewaltigt! Gab nicht erst vor kurzem, wie wir aus dem Munde der trefflichen Frau Schumann-Oeint erfuhrten, ein Richard Strauß, heute unbestreitbar der fanatischste Verehrer des Prinzipis: „Musik als dramatischer Ausdruck“ die befreiende Parole aus: „Die Singstimme ist ganz Nebensache; meine Opern sind als Orchesteropern zu betrachten?“ Niemand, der die Geschichte der Opernentwicklung unbeeirrten Sinnes verfolgt hat, kann es leugnen, daß die Entwicklung von der melodischen Mozart-Oper zur Wagnerischen Oper und schließlich zur Straußischen Orchester- oder Sinfonieoper ein Abwärts bedeutet, einen Irrweg und eine Sackgasse. Rein: der Endzweck der Oper ist der singende Mensch, die höchste Kundgebung der Musik überhaupt geht von der menschlichen Stimme aus. Wo die reine Instrumentalmusik mit ihrer sinnlich-übersinnlichen Sphäre des vagen Gefühlsausdrucks verliert, ruft der Tondichter das edelste und kostbarste Instrument zu Hilfe, die Singstimme als Verkörperin des Dichtervortes. „O Freunde, nicht diese Töne!“ ruft Beethoven den vergeblich gegen die Scharfen ihrer materiellen Existenz ringenden Contrabassen im Schlußsage der IX. Sinfonie zu und wendet sich dann zu dem Chor der Freude: „sondern laßt uns angenehmere anstimmen!“

Auf keinem künstlichen Instrument ist die Erlernung des Spielens so schwierig wie auf dem natürlichen der Singstimme. Am einfachsten ist der Prozeß der richtigen Tonerzeugung natürlich bei Instrumenten mit feststehender Stimmung, wie beim Klavier oder Harfe. Nehmen wir die guten Bezeichnungen Dr. G. Vanges-Breslau, nämlich Tongeizen — Tonname — Tonvorstellung — Tongriff — Lautierung und Bewegung als die Stationen auf dem Wege der Tonerzeugung an, so braucht der Klavierspieler nur Tongeizen und Tongriff, der Spieler auf Instrumenten mit veränderlicher Stimmung, wie z. B. Violine oder Oboe dagegen schon eine längere Reihe, nämlich Tongeizen — Tonname — Tonvorstellung — Tongriff. Der Apparat zur Erzeugung des Singtones ist nun ein sehr kompliziertes Instrument, selbstverständlich ohne feststehende Stimmung. Es ist der Kehlkopf mit den dazu gehörigen Muskelgruppen, wozu als „Blasebalg“ für die Atmung die Muskeln des Brustkorbes und des Zwerchfells, als Resonanzkörper aber die Hohlräume des Körpers, speziell die Stirnhöhle und der Nasenrachenraum treten, schließlich

muß dem materiell und physikalisch fertig gebildeten Ton noch Farbe und Seele gegeben werden durch die sensitiv-nerbösen Elemente des künstlerischen Temperaments. Welch ein langwieriger Prozeß! Welch eine Unsumme von sicher beherrschten Kräften des Körpers und der Seele gehört aber dazu, bevor Herr F. oder Fr. K. auf der Bühne oder im Konzertsaal uns mit dem gefühlvollen Vortrag einer Mozartschen Arie oder eines Schubertischen Liedes ans Herz greifen und die Misere des Alltags vergessen machen kann.

Der mit „Stimme“ begabte Naturfänger, der seine Gaben zur künstlerischen Verwertung ausbilden lassen will, muß gering gerechnet, einen Lehrgang von 3—4 Jahren durchmachen. Beim Singen ist mehr wie bei jedem anderen Instrument die Tonbestimmung ganz dem Willen des Sängers überlassen. Jede Bewegung der Kehlkopf- und Brustmuskeln ergibt einen Laut. Diesen mehr oder minder unartikulierten Laut in die Sphäre des musikalischen Klangs zu heben, aus ihm einen klingenden, durch Resonanz, Atem, Farbe, Gefühl und Ausdruck beherrschten Ton zu gestalten: das ist die schwierige Aufgabe des Sängers. Die zur Erzielung eines richtigen Tonanlasses — die Tonbildung ist die wichtige Grundlage aller Gesangskunst — nötige Vorstellungsreihe nimmt demnach nach der Längs- und Querschnittsform folgende Gestaltung an: Tonzeichen — Tonvorstellung — Lautierung — Bewegung. Der Tonbildungsschüler kann bei seinen Übungen das Wort entbehren, er arbeitet mit möglichst einfachen Lauten. Diese Lautierung, auch Solmisation genannt, ist in eine große Reihe von Systemen gebracht worden, die alle den doppelten Zweck verfolgen, die Bildung der Vokale und Vorbereitung für reine gute Textaussprache.

Was der Blasebalg für die Orgelpfeife, das ist der Atem für die Singstimme. Rationelle Atemtechnik ist daher neben der Lautierung eines der wichtigsten Kapitel für den angehenden Sänger. Falsches Atmen, falsche Ökonomie beim Ausatmen erzeugt den flackernden, unruhigen und gepreßten Ton; volle Atembeherrschung bedingt den edlen, tragfähigen Ton und seine reiche dynamische Abstufung. Die modernen Stimmbildner, die alle auf physiologisch-anatomischer Grundlage das Organ zum Instrument erziehen, legen das Hauptgewicht auf das richtige Tonanlassstudium, bedingt durch willkürliche Schulung bestimmter Atemmuskulgruppen. Welche, darüber gehen die Schulmeinungen vorläufig noch weit auseinander. Die Annahme früherer, speziell romanischer Gesanglehrer, daß die menschliche Stimme in mehrere, ihrem Klangcharakter nach verschiedene, streng getrennte Register zerfalle (z. B. Kopfstimme und Bruststimme) wird gegenwärtig als überwunden hingestellt. Heute gilt die Registerfrage als gelöst. An Stelle der teillos jaweren Stimm des Registerwechsels tritt die willkürliche Vereinigung von Brust- und Kopflang in allen Lagen, wodurch ein edler Stimmklang von der tiefsten Tiefe bis zum hohen ABC des Wagnerntens und der „Waldlärmstimme“ erreicht werden soll. In der bewußten Mischung von Brust- und Kopflang soll auch die Lösung des Problems vom sogenannten „Stimmbruch“ liegen. Weitere wichtige Momente der Stimmbildung sind neben dem Ansatze, der Lautierung, der Atmung und der Registerausgleichung vor allem die Erweiterung des natürlichen Stimmumfangs, das Schmiegiem- und Biegiam-machen der Stimme, die Ausbildung des Gehörs durch systematische Treffübungen, Übungen in deutscher, reiner Textaussprache, endlich im letzten Abschnitt der Ausbildung, das Rollenstudium, der künstlerische Vortrag. Die methodische Erweiterung des Stimmumfangs (man teilt die verschiedenen Arten der Singstimme bekanntlich ein in Sopran [dramatischer, lyrischer], Mezzosopran und Alt; Tenor [Heldentenor, lyrischer], Bariton und Bass) geht aus von den dem Sänger natürlich bequem klingenden Tönen, in deren Mitte gewöhnlich der sogenannte Primärton liegt. Von diesem natürlichen Zentralpunkt aus, den herauszufinden des Lehrers erste Aufgabe ist, wird dann nach oben und unten ein Ton nach dem andern „fertiggestellt“, bis die Töne wie eine Schnur leuchtender Perlen beliebig aneinander gereiht werden können und der ausgebildete Sänger reif ist, auf die Reinheit losgelassen zu werden.

Die Grundlage jeder ersten Stimmbildung war früher der Belcanto-Stil, d. h. der italienische Koloraturgesang. Der Neugierde halber mögen hier die Regeln für den Koloraturgesang stehen, die der Neapolitanische Gesangsmeister Raffe 1562 aufstellte und die Prof. F. Rabold Wien kürzlich in der „Musik“ wieder ausgegraben hat:

1. Man soll natürlich, ungezwungen, nicht affektiert singen. Einbildung ruft nur allgemeinen Spott hervor.
2. Die Übungszeit ist der Morgen oder vier bis fünf Stunden nach einer Mahlzeit, weil, wenn der Magen voll ist, die Luftröhre und damit die Stimme nicht die nötige Reinheit und Klarheit zum Heben der „Gorga“ (Gurgel) besitzt.
3. Zum Ort der Übung wähle man schattige Fäler und höhlenreiche Felsen, wo allein das Echo auf Wort und Ton antwortet und wie eine lebendige Stimme anzeigt, ob die Passagen gut gemacht sind.
4. Am Körper darf sich während des Singens außer dem Cymbalarekorpel (das zungenförmige Organ in der Mitte des Schädelskorps, der Sitz der Stimme) nichts bewegen; wir leben an anderen, wie häßlich es ist, mit dem Kopfe zu wackeln, mit den Lippen zu zittern, die Hände oder die Füße zu bewegen.
5. Der Sänger soll sich in einem Spiegel beobachten, um alle häßlichen Grimassen zu vermeiden.

6. Die Zunge muß so ausgedehnt sein, daß ihre Spitze die Wurzeln der unteren Zähne erreicht und berührt.

7. Man halte den Mund offen und gerade, nicht mehr als wie im freundlichen Gespräch.

8. Man gebe nur nach und nach seinen Atem mit der Stimme aus und hüte sich, ihn durch die Nase oder den Gaumen gehen zu lassen.

9. Man verkehre mit gutgeschulten Sängern, deren Anhören im Gedächtnis gewisse Bilder und Ideen zurückläßt, die sehr förderlich sind.

10. Man muß diese Übungen oft und ausdauernd machen, faule Ausreden nützen nichts, nur gewissenhaftes Studium führt zum Ziele.

Diese trefflichen 10 Gebote des altitalienischen Kunstgesanges haben auch heute nichts an Wert und Gültigkeit verloren. Aber freilich heute läßt man erbassen über die „veraltete“ Belcanto-Methode, heute herrscht der dramatische Sprechgesang im Zeichen Wagners, das deklamatorische Parlando als oberstes Prinzip. Die Musik Mozarts, Rossinis und Verdis wird mehr und mehr zurückgedrängt durch den überragenden Koloss des Musikdramas. Die Nachfrage nach Wagnerianern ist viel größer als das Bedürfnis nach Mozartianern. Siegfried, Tristan und die Walküren wuchten mit Pathos über die deutsche Bühne, und die Koloraturfängerin steht einiam da als vergebliches Ornament, als verkörperte Erinnerung an vergangene musikalische Stilepochen. Seitdem die naturalistische Stimmbehandlung mit dem einzigen Endziel, ein möglichst großes Organ möglichst schnell zu schaffen, eingerissen ist, geht es rapide bergab mit der rationalen Gesangskunst. Man verlangt von den jungen Sängern keine sinnliche Klangschönheit, keinen Schmelz der kantilene mehr, sondern nur Wärentkraft und Ausdauer, um die stimmerverderbenden offenen Wagnerordner zu überbrücken. Das Geschlecht der großen Donna Anna, der Susannen und Don Giovannis stirbt mehr und mehr aus; der Sänger muß zurücktreten hinter den dramatischen Darsteller. Salome kreischt und Elektra wimmert. . . Wann werden die deutschen Stimmbildner endlich wieder die Größe des Tons in zweite Linie stellen, sich befinden auf die Qualität und Schönheit der ihnen anvertrauten Organe und zurückgreifen auf die altitalienischen Belcanto- und Solfeggio-Methoden, die allein die Singstimme zum vollendeten künstlerischen Instrument machen können?

W. Raufe.

Junge und alte Kultur in Aegypten.

Von G. Thurow.

Die Frage, wie weit im Orient die Kultur im Vordringen begriffen ist, wird je nach dem Sinn, den man mit dem Wort verbindet, verschieden beantwortet. G. Maspero, der Generaldirektor der ägyptischen Sammlungen, einer der verdientesten Archäologen der Jetztzeit, schreibt, daß der Abstand zwischen dem uralten und dem neuen Aegypten eigentlich nur ein zeitlicher sei. Er hat dabei weniger die äußere, materielle als die innere, geistige Kultur im Auge. Die Tiefen des Volksbewußtseins hat die Neuzeit mit ihren himmelsstürmenden Ideen und Erfindungen noch wenig berührt. Pierre Loti dagegen, der seine dichterische Begeisterung neben jedem Tempelstein ergießt, der den Stauungsarbeiten der englischen Ingenieure zum Opfer fällt, tat den verwegenen Ausspruch, daß Aegypten sich in den letzten zwanzig Jahren mehr umgestaltet habe, als in den vorhergehenden fünf Jahrtausenden.

In beiden Auffassungen liegt geschichtliche Wahrheit, obgleich der Franzose Loti, auch wenn er nur die äußerliche Veränderung des gesellschaftlichen Lebens in Betracht zieht, mit seinem Urteil weit übers Ziel schießt. Noch sind die ökonomischen Grundlagen früherer Epochen in Aegypten kaum ins Banken gekommen. Der Industrialismus sucht nach Angriffspunkten, an denen er mit seiner revolutionierenden Tätigkeit einsetzen kann. Der Fellache bedient sich eines Pfluges, dessen Konstruktion so alt ist wie die Pyramiden. Manche unserer Leser, die das kulturgeschichtlich und literarisch so wertvolle Buch von Max Cyth: „Hinter Pflug und Schraubstock“ kennen, werden sich erinnern, daß dieser Vertreter einer englischen Maschinenfirma schon Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts den Dampfpflug nach Aegypten verpflanzte. Welche Hoffnungen knüpften sich in den Kreisen der Interessenten damals an diese ersten Versuche, der Dampfkultur im Nillande Eingang zu verschaffen! Der Maschinenpflug ist aber auf die Bewirtschaftung der Güter einiger weniger Großgrundbesitzer, besonders der Mitglieder der vizeköniglichen Familie, beschränkt geblieben. Man zeigt noch die Stelle, wo ein Pflugumgehirn des Herrn Max Cyth, das mit seinen schwarzen Robraugen wie eine neue Sphinx den Bewohnern Schreden einflözte, restlos im Schlamm versunken ist!

Vorbedingung für die Verbreitung der Dampfkultur in der Landwirtschaft wäre in Aegypten, wo der Kleinbesitz an Grund und Boden absolut vorherrscht, die Erweckung genossenschaftlichen Geistes, durch dessen Betätigung sich die Anwendung technischer Hilfsmittel leicht ermöglichen ließe. Praktische Solidarität der Schwachen ist aber keine Forderung im Programm der herrschenden Gesellschaft. Das Verständnis für die Gleichartigkeit seiner Interessen, die Einsicht in die wirtschaftlichen Zusammenhänge

des Gesamtlebens sind unmöglich bei einem Volke, das zu 90 Proz. aus Analphabeten besteht. Hiermit stoßen wir auf eine Tatsache, die uns bei Vergleichen zwischen der jüngsten und der älteren Kultur in Ägypten als Stützpunkt dienen kann. Nach der Darstellung der Ägyptologen Boening, Maspero und anderer erscheint es zweifellos, daß vor bald dreieinhalb Jahrtausenden mehr Ägypter lesen und schreiben konnten als heute. Unter Namses dem Ersten (1400 Jahre vor unserer Zeitrechnung) waren die Elementarschulen des Landes überfüllt. Es wurde in mehr Fächern unterrichtet als heute. Der Unterricht geschah in zweckmäßig und mit künstlerischem Geschmac erstellten Gebäuden, denen gegenüber die lehmwändigen „Kouttabs“, wie die jetzigen Schulhäuser heißen, sich armselig genug ausgenommen haben würden*).

Zwar bestand im alten Ägypten die Sklaverei. Sie ist als Institution zerbrochen, weil im Feitalter der aufkommenden Geldwirtschaft der „freie“ Fellecke ein beweglicheres Werkzeug der Kapitalvermehrung wurde, als es der Sklave war. Nur der Handel mit Sklavinnen für die Harems besteht noch in mancherlei Verkleidungen fort, weil auf sexuellem Gebiet die individualistische Paschafseele hinter der allgemeinen Entwicklung zur Freizügigkeit und Ungebundenheit im Wirtschaftsleben zurückgeblieben ist. Aber auch der traditionelle Vielbesitz der Herrschenden des Landes an Gattinnen hört allmählich auf, weil sich die „freie“ Prostitution als praktischer erweist. Tausende von abenteuernden europäischen Frauen überschweben den Orient und verkaufen sich für schönes Geld türkischer und ägyptischer Währung. Man wird zugestehen, daß diese Art europäischer Kultur die Kultur der Orientalen um eine sittlichen Momente bereichert.

Das ist es übrigens, was der abendländische Kapitalismus verschuldet: In seinem rastlosen Drang, sich auszudehnen, neue Absatzgebiete zu erobern, operierte er, als angeblicher Pionier der Kultur, mit den kulturwidrigsten Mitteln. Seine Hauptwaffe ist das Geld, seine Haupttätigkeit die Spekulation. Weil aber alle Spekulation bei der Unübersichtlichkeit der sich bald freuzenden, bald widersprechenden Operationen immer ein wenig ins Blaue geht, zeitigt sie oft die seltsamsten Resultate.

In Ägypten bilden Grund und Boden den Hauptreichtum des Landes. Aber vor der jetzigen Finanzkrisis war der Zustand fremder, für die Hebung dieser Reichtümer bestimmter Kapitalien ein so großer, daß er bei weitem die Nachfrage überstieg. Eine ganze Vegetation zweifelhafter Finanzgesellschaften schob ins Kraut. Die überall in der Welt einsetzende Krisis bewirkte dann einen ebenso schleunigen Rückzug des Kapitals und die Stockung der Geschäfte war die Folge. Einige Ideologen der Bourgeoisie ließen nun im letzten Winter für die neue ägyptische Unübersichtlichkeit in Kairo einen Professor der Nationalökonomie aus Paris kommen, damit er mit der Fackel der Wissenschaft in dieses wirtschaftliche Chaos hineinziehe und die Ursachen der Krisis bloßlege. Und es paßte wieder zum System, daß der Herr vom Katheder wohl vorsichtig die Erörterung der tieferen Ursachen der kapitalistischen Anarchie in Produktion und Handel umging, dagegen sich einige fröhliche Utanen gegen Marx und den Sozialismus leistete. So lernt eine Minorität von Ägyptern zuerst das Herrbild des Sozialismus kennen, bevor der Sozialismus selbst im Zauber seiner Ideenreinheit und mit der Zugkraft seines weltumfassenden Programms auf den Plan tritt.

Ägypten wurde bereits der wichtigsten Mode- und Sport-erfindungen teilhaftig, die in den letzten Jahren in Europa Furor machten: des Automobils, des Kinematographen, des Phonographen usw. Weil aber hier der neuere Fortschritt nicht stufenweise, gewissermaßen organisch, aus dem Gesellschaftsleben hervorzuwächst, so verfehlen diese schönen Neuerungen zum größten Teil ihren Zweck. Für die Automobile hat Ägypten noch keine Straßen. Die bunt wechselnden Darbietungen des Kinematographen stoßen bei der arabischen Volksmasse auf ein sehr geringes Verständnis, weil der letzteren bisher durch das islamitische Dogma der Anblick figurlicher Kunst vorenthalten wurde. Und wenn selbst in die Gemächer der Harems der moderne Musikapparat seine Melodien ergießt, so ist der künstlerische Gewinn wiederum gleich Null, weil doch die in ihrer Erziehung vollständig vernachlässigten Haremsdamen von einem Wiener Duett zum mindesten nicht mehr verstehen, als vom Gebudel der altüberlieferten Schilfrohrsölde.

In diesem Winter soll den Ägyptern auch das zeitgemäße Schauspiel des fliegenden Menschen geboten werden. In Heliopolis bei Kairo wird ein 14tägiges Weltfahren im Luftfahrzeuge aller Typen veranstaltet. Ueber die Pyramiden und die verwitterte Sphinx hinweg hebt sich in ungehemmtem Aufstieg der siegreiche Mensch. Der Triumph des Zeitgenossen über die Natur kann sich nicht herrlicher offenbaren. Sollte nicht gleichwohl dieses erbebende Schauspiel Veranlassung geben zu innerer Einkehr, zu stillen Vergleichen zwischen dem, was der rastlose Menschengesitt an bloßer Steigerung technischer Könnens und an Verbesserung der menschlichen Lebensbedingungen erreicht hat? In den Trümmern der alten Sonnenstadt Heliopolis sah der Tradition nach als einer der letzten Schüler der ägyptischen Priester der große Plato, den Kopf voll unsterblicher Gedanken über die Läuterung der Seele

Plato, selbst wiederum Lehrer des Aristoteles, der mit der Bewundernswerten Weitsicht des Denkers die Freiheit des Menschengeschlechts im Bilde selbsttätiger Webmaschinen erkannte. Für solche Vergleiche und Rückblicke fehlt aber dem modernen Sportpublikum in Grad und Glacé die Neigung. Wenn der Herzog von Connaught mit Gefolge nach Teben reist, dann veranstaltet er auf den Ruinen dieser einst hunderttorigen Stadt große Gelage mit Schmausereien und Cate-walk-Tänzen, und Brillantfeuerwerk verpufft auf den viertausendjährigen Gräbern. Man versteht einigermäßen den Dichter Pierre Loti, wenn er gegen derartige Geschwändlosigkeiten fürstlicher Vandalen zu Felde zieht.

Eine innigere Verbindung der neuesten mit der alten Kultur wird erst der Sozialismus bringen, dessen Aufgabe es ist, unsere riesig gesteigerte Macht über die Natur den Forderungen der größten Denker der Vergangenheit dienstbar zu machen.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Blutlose Operationen. Es scheint geradezu ein Widerspruch, eine Operation am Menschen blutlos auszuführen. Weiß doch jedermann, daß schon bei geringfügigen Verletzungen, Riswunden, wie sie im alltäglichen Leben gar nicht selten vorkommen, zuweilen länger dauernde Blutungen entstehen. Dennoch werden in der modernen Chirurgie zahlreiche große Operationen unter völliger Blutleere ausgeführt; ganze Gliedmaßen werden entfernt, ohne daß eine wesentliche Blutung dabei entsteht. Da das Blut als Ernährungsflüssigkeit des Organismus für dessen Bestehen von größter Wichtigkeit ist und erheblicher Blutverlust das Leben gefährdet, so hat es eine große Bedeutung, die oft sehr einschneidenden Operationen möglichst unblutig zu gestalten. Der vor kurzem verstorbene berühmte Kieler Chirurg, Professor v. Es-march, hat die Methode der blutlos zu gestaltenden Operation in hohem Maße vervollkommen und in die allgemeine Medizin eingeführt. Die sogenannte „Es-march'sche Blutleere“ ist auch dem Nichtmediziner bekannt. Es-march erzeugte sie dadurch, daß er einen Schlauch fest um das Glied, an dem die Operation vorgenommen werden sollte, anlegte, ihn mehrere Male um den betreffenden Körperteil herumschlang und dadurch die Schlagadern, die das Blut zuführen, zusammenprezte, daß sie keine Flüssigkeit mehr hindurchließen. Der Operateur kann an dem unterhalb des Schlauches gelegenen Teil tiefe Schnitte führen, ohne daß es aus den Schlagadern blutet. Die Venen, die das verbrauchte Blut in umgekehrter Richtung wie die Schlagadern führen, können allerdings bluten. Sie stehen aber unter viel geringerem Druck als die Schlagadern, machen viel geringere Blutungen und können leicht abgebunden werden. Um auch die Venenblutungen gänzlich auszuschließen, kann man eventuell noch eine Binde unterhalb des Operationsfeldes anlegen, die jedoch nur leicht um das Glied gewickelt zu werden braucht, da die zurückführenden Adern (Venen) viel dünnere Wände haben und zudem oberflächlicher liegen als die zuführenden Blutgefäße. Die zum Beispiel am Unterarm bläulich durchschimmernden Blutadern sind solche Venen, während die Schlagadern nirgends mit dem Auge wahrgenommen werden können, hingegen sich mit dem Finger an ihrem Puls-schlag fühlen lassen. (Daher ihr Name „Schlagadern“.) Bis vor kurzem konnte die Es-march'sche Blutleere nur an den Gliedmaßen angelegt werden. Nun hat ein jüngerer Arzt, Dr. Momburg, versucht, die komprimierende Gummibinde auch um den Leib zu legen, um die daumendicke Bauchschlagader zusammenzuschüren. Diese liegt fast unmittelbar auf der Wirbelsäule. Es ist daher nötig, die Binde unter Kompression aller unter dem Bauch liegenden Eingeweide möglichst fest um den Körper zu schlingen. Der Rumpf zerfällt dadurch in zwei von der Binde getrennte Teile und erhält ein Aussehen wie eine Wespentaille. Dennoch schadet diese Zusammenschnürung, die dem menschlichen Rumpf ein höchst sonderbares Aussehen gibt, nicht, ermöglicht es aber, höchst gefährliche Operationen, wie etwa am Hüftgelenk, an der Harnblase, unter völliger Blutleere auszuführen. Aus der in die gesamte moderne Chirurgie eingeführten Methode läßt sich auch eine für das alltägliche Leben unter Umständen bedeutsame Lehre ziehen. Da es nicht immer möglich ist, bei jeder kleinen Verletzung zum Arzt zu gehen, so kann man in den meisten Fällen die Blutung allein stillen, indem man das betreffende Glied oberhalb der Verletzung stark zusammendrückt, etwa mit einem Taschentuch, ohne dabei die Wunde selbst zu berühren. Gerade dadurch, daß man ein Taschentuch oder andere nicht ganz saubere Lappen direkt auf die blutende Stelle drückt, kommt in so häufigen Fällen Schmutz hinein und erzeugt eine Eiterung oder sogar eine Blutvergiftung. Deshalb ist es ein viel besseres Mittel, etwa bei einer Verletzung an der Fingerspitze den Finger unten stark zu komprimieren und dadurch die Blutung sofort zum Stehen zu bringen. Die Wunde selbst soll nur mit ganz sauberen Materialien berührt werden, ein Grundjahr, dessen Befolgung viele Eiterungen usw. verhindern würde.

*) Vergleiche: Boening, Bilder vom Nil. Erstes Bändchen. Neclams Universalbibliothek.